

INES EBERL

# **SALZBURGER REQUIEM**

*Kriminalroman*

emons:



Lust auf mehr? Laden Sie sich die »LChoice«-App runter, scannen Sie den QR-Code und bestellen Sie weitere Bücher direkt in Ihrer Buchhandlung.

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: Irén Nemess/Pixabay.com

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer

Umsetzung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Carlos Westerkamp

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2020

ISBN 978-3-7408-0910-2

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter

[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

Dieser Roman wurde vermittelt durch die  
AVA international GmbH, Autoren- und Verlagsagentur.

Für Isabelle und Viktor

*Oft denk' ich, sie sind nur ausgegangen!  
Bald werden sie wieder nach Hause gelangen!  
Der Tag ist schön! O sei nicht bang!  
Sie machen nur einen weiten Gang*

*Jawohl, sie sind nur ausgegangen  
Und werden jetzt nach Hause gelangen!  
O, sei nicht bang, der Tag ist schön!  
Sie machen nur den Gang zu jenen Höh'n!*

*Sie sind uns nur vorausgegangen  
Und werden nicht wieder nach Hause gelangen!  
Wir holen sie ein auf jenen Höh'n  
Im Sonnenschein!  
Der Tag ist schön auf jenen Höh'n!*  
Friedrich Rückert, 1788–1866, »Kindertodtenlieder«

*Sie müssen bedenken, dass so ein System nur funktioniert,  
wenn man die Institutionen korrumpiert.*

Salzburger Journalist

## Prolog

Sie war die Prinzessin.

Die Prinzessin wohnte in einem Schloss voller Kostbarkeiten, zusammen mit dem alten König und der schönen jungen Königin. Um das Schloss herum wuchsen hohe Bäume und blühten seltene Rosen, und auf den weiten Wiesen konnte die Prinzessin im Sonnenschein mit ihrem goldenen Ball spielen. Alles Land gehörte dem König und der Königin, denn sie hatten sehr viel Geld. Sie liebten ihre einzige Prinzessin von ganzem Herzen und schenkten ihr wunderschöne Kleider und alles Spielzeug, das sie sich nur wünschen konnte. Die Prinzessin musste ihre Schätze mit niemandem teilen, denn sie hatte keine Freundinnen, und sie vermisste sie auch nicht. Alle in dem Schloss lebten glücklich zusammen bis ans Ende ihrer Tage. Fast bis ans Ende ihrer Tage.

*Bis er kam.*

*Der Froschkönig.*

Da wurde die Prinzessin sehr traurig.

Eines Abends, als alle Lichter im Schloss schon brannten, stand die Prinzessin vor dem Spiegel. Sie hatte gebadet und sich die Haare gewaschen und selbst trocken geföhnt. Nun trug die Prinzessin ein rosa Nachthemd und kämmte sich ihr langes, goldenes Haar. Sie war wunderschön.

»Steffi«, plärrte eine Stimme von der Tür. »Ich fliege mit Mama und Papa nach Berlin! Sie nehmen mich mit, juhu!«

Es war der Froschkönig.

Die Prinzessin legte die Haarbürste weg und machte die Augen zu, damit sie den Froschkönig nicht ansehen musste.

»Und dann gehen wir dort in einen großen Zoo!«

Die Prinzessin fing an, sich zu ärgern.

»Und du bleibst über Allerheiligen hier«, sagte der Froschkönig selbstgefällig. »Bei der Leni.«

Die Prinzessin riss die Augen auf und drehte sich um. Der Froschkönig hatte ein nagelneues rotes Spielzeugauto in der Hand. Das kannte die Prinzessin noch gar nicht.

»Wieso bleibe ich bei der Leni?«, fragte sie.

Der Froschkönig hüpfte auf einem Bein. »Berlin, Berlin, Berlin«, trällerte er. »Und keine Steffi, Steffi, Steffi.«

»Warum darf ich nicht mit nach Berlin fliegen?«

»Weil du böse warst«, sagte der Froschkönig. »Weil du den armen Moppi gehauen hast. Niemand hat dich mehr lieb!«

»Der Moppi war nur ein dummer Mops.«

»Aber jetzt ist er tot.« Der Froschkönig schniefte.

»Das verstehst du noch nicht«, sagte die Prinzessin und ging zu ihren Malsachen auf dem kleinen Schreibtisch. Sie hatte den ganzen Nachmittag in Ruhe gemalt, und jetzt nervte sie der Froschkönig. Die Prinzessin bewunderte ihr Bild. Darauf waren die Mutter Maria und das Jesuskind zu sehen. Ihre Heiligenscheine waren aus reinem Gold, und je länger die Prinzessin an dem Bild malte, desto schöner wurde es.

»Steffi!« Der Froschkönig hatte sich angeschlichen, jetzt stand er neben der Prinzessin und starrte auf das Bild. »Steffi – das darfst du nicht. *Das sage ich Papa!*«

Die Prinzessin schaute auf den Froschkönig hinab. Er hatte goldene Locken, wie die Prinzessin. Ja, er sah sogar ein wenig wie das Jesuskind aus. Aber niemals würde er in den Himmel kommen. Der Froschkönig gehörte in die Hölle.

»Musst du nicht auch baden?«, fragte die Prinzessin. Auf einmal ärgerte sie sich nicht mehr. »Und Haare waschen?«

Der Froschkönig kratzte sich am Kopf. »Ja«, sagte er.

Die Prinzessin lächelte milde. »Dann – husch, husch.«

Der Froschkönig breitete die Arme aus, verwandelte sich in ein Flugzeug und düste mit dem roten Spielzeugauto in der Hand aus dem Zimmer. »*Brrrrummmmm ...*«, machte er.

Die Prinzessin schaute noch einmal auf das Bild.

Die Mutter Maria hatte riesige schwarze Augen und lange dünne Finger. Das Jesuskind war rund und süß. Hinter den

Heiligenscheinen konnte man auf einem Berg eine Kirche mit vielen Türmen sehen. Ihre Dächer sahen wie bunt gestreifte Zwiebeln aus, und auf ihren Spitzen saßen seltsame Kreuze. Auch die Kreuze waren aus reinem Gold.

Die Prinzessin hörte das Wasserrauschen im Badezimmer und das Trällern des Froschkönigs. Er hatte gute Laune. So wie immer. Denn der alte König und die schöne junge Königin liebten ihn sehr. So sehr, dass sie ihre ganze Liebe für den Froschkönig brauchten und für die Prinzessin keine mehr übrig blieb. Deswegen nahmen sie den ekelhaften Froschkönig auch mit nach Berlin – und ihre einzige Prinzessin nicht.

Das machte die Prinzessin wieder sehr traurig.

Sie ging zum Spiegel und nahm den Föhn. Er war sehr groß und schwer, und sie konnte ihn kaum halten. Aber sie wollte ihn in das Badezimmer bringen, denn der Froschkönig musste auch seine goldenen Locken trocknen, damit er sich nicht erkältete und krank wurde.

Der Froschkönig saß in der Badewanne.

Er spielte mit dem ferngesteuerten Boot, das ihm der alte König von einer seiner vielen Reisen mitgebracht hatte. In der Seifenschale lag die wunderschöne rosa Seife, die wie eine Rose aussah und auch so duftete und die die Prinzessin bekommen hatte.

Die Prinzessin legte den Föhn auf den Waschtisch. Dann nahm sie die rosa Seife. »Ich helfe dir«, sagte sie.

Der Froschkönig schaute sie erstaunt an.

»Dann brauchst die Leni dich nicht zu waschen«, sagte die Prinzessin. »Und du bist doch schon ein großer Junge. Deswegen darfst du heute auch mal meine Seife nehmen.«

Der Froschkönig streckte die Hände aus, nahm die Seife und schnupperte daran. »Riecht nach Blume.«

»Du musst damit richtig Schaum machen«, sagte die Prinzessin. »Dann riecht sie noch viel besser.«

Der Froschkönig lachte. »Danke, Steffi.« Er tauchte die Seife in das Badewasser und machte ganz viel Schaum.

»So«, sagte die Prinzessin. »Jetzt gib sie mir wieder.«

Sie nahm dem Froschkönig die Seife aus den glitschigen Händen, spülte sorgfältig den Schaum ab und legte die Seife wieder in die Seifenschale zurück. Es sah aus wie immer.

»Und jetzt«, sagte die Prinzessin, »jetzt trocknen wir deine Haare.« Sie steckte den Stecker des Föhns in die Steckdose. »Wenn du krank wirst, kannst du nicht nach Berlin fahren.« Sie nahm den Föhn und ging zur Badewanne.

»Aber Leni föhnt meine Haare«, sagte der Froschkönig. Er patschte mit den Händen aneinander. »Schau, Steffi, was ich kann – ich mache Seifenblasen.« Er lachte.

»Du sollst deine Haare föhnen«, sagte die Prinzessin.

»Nein, ich will nicht.«

»Bist du noch zu klein dafür?«

Der Froschkönig schob die Unterlippe vor.

Die Prinzessin seufzte. »Dann bist du wohl auch zu klein, um nach Berlin zu fliegen«, sagte sie traurig. »Wie schade. Na gut, macht nichts, ich sage es Papa.«

Der Froschkönig streckte die Hände aus.

Die Prinzessin schaltete den Föhn ein. »Pass auf, dass er nicht ins Wasser fällt«, sagte sie. »Das ist nämlich sehr gefährlich.« In der Schule hatten sie über die Gefahren im Haushalt gesprochen.

»Ich bin schon groß«, sagte der Froschkönig ärgerlich.

»Ach, nein«, sagte die Prinzessin, »lieber nicht.«

»Doch!« Jetzt wurde der Froschkönig richtig böse.

»Du bist mein Baby – mein kleines Baby.«

»*Nein! Bitte!*«

Nun musste die Prinzessin Gnade zeigen. »Na gut, aber nur, weil du mich so darum bittest«, sagte sie und hielt dem Froschkönig den Föhn hin. »Du musst ganz vorsichtig sein.«

Der Froschkönig packte den Griff mit seinen kleinen Fingern und versuchte, den schweren Föhn, der immer noch laut brummte, festzuhalten. »Nein, Steffi, das geht nicht!«

Die Prinzessin trat einen Schritt zurück.



»Steffi, hilf mir!« Jetzt hatte der Froschkönig Angst.  
Die Prinzessin lachte. »Du wolltest doch unbedingt.«  
»Bitte! Steffi!«

Die Prinzessin verzog den Mund. »Schrei nicht so.«

Der Föhn rutschte in den Händen des Froschkönigs herum wie ein glitschiger Fisch, wand sich, dröhnte laut und böse und wollte sich nicht festhalten lassen. Endlich schaffte es der Föhn, sich zu befreien. Er schlüpfte dem Froschkönig aus den Händen und stürzte sich kopfüber ins Wasser.

Da gingen im ganzen Schloss die Lichter aus.

Die Prinzessin stand mucksmäuschenstill im Dunkeln. Das Dröhnen des Föhns war verstummt. Aus der Badewanne kamen seltsame Geräusche. Endlich hörten auch sie auf.

Nun war die Prinzessin nicht mehr traurig.

Auf der Schlosstreppe waren polternde Schritte zu hören. Die Leni kam die Stufen heraufgerannt. Bestimmt hatte sie das Gezeter des Froschkönigs gehört. Jetzt wollte sie ihrem Liebling beistehen. Das tat sie immer.

Die Prinzessin ballte die Fäuste.

Die Tür wurde aufgerissen, und der dicke Lichtstrahl einer Taschenlampe huschte durchs Bad, glitt über die Rosenseife, die aussah wie immer, dann über den Badewannenrand und biss sich im Gesicht der Prinzessin fest.

»Im ganzen Haus ist Stromausfall«, sagte die Leni. »Streitet ihr etwa wieder? Was tust du überhaupt hier?« Sie machte ein böses Gesicht. »Und wo ist dein Bruder?«

»Der Gustl brät in der Hölle«, sagte die Prinzessin.

## EINS

Hans Boschs Entscheidung, sich in Salzburgs noblem Stadtteil Aigen niederzulassen, kostete mehrere Menschen das Leben.

An einem warmen Tag Anfang Juni, wenige Wochen vor Beginn der Semesterferien, saß Bosch, Professor für Kunstgeschichte in Salzburg, an seinem Schreibtisch im Institut und schob seine Notizen über die barocken Bildstöcke, die sogenannten Geheimnissäulen, die zur Basilika Maria Plain auf dem Plainberg führten, beiseite. Die Vorlesung für das kommende Wintersemester wollte vorbereitet werden, der Schwerpunkt seiner Lehrveranstaltungen lag auf dem Barock in Salzburg. Aber Boschs Gedanken waren ganz woanders. Und so griff er nach seiner Füllfeder, drehte sie unschlüssig zwischen den Fingern, schraubte die Kappe auf und wieder zu und las zum wiederholten Mal das Kaufangebot der Maklerin.

»Das charmante ehemalige Kutscherhaus, sechshundneunzig Quadratmeter, Baujahr 1870, liegt in bester Lage am Fuß des Gaisbergs unweit des Schlosses in Aigen. Es wurde zu einer Maisonette ausgebaut, verfügt über einen offenen Wohnbereich mit separater, voll ausgestatteter Küche sowie zwei Zimmer und Bad in der Mansarde. Der angegliederte ehemalige Pferdestall wurde adaptiert und eignet sich als Wintergarten oder repräsentatives Büro. Ein eigener Gartenanteil von vierhundert Quadratmetern samt neu errichteter Terrasse gehört zur Liegenschaft. Der gepflegte weitläufige Park, einer Villa aus dem 19. Jahrhundert zugehörig, kann vom Käufer bis auf Widerruf mitbenutzt werden.«

Das Bild zeigte ein lang gestrecktes, in Schönbrunner Gelb gestrichenes Bauwerk mit rotem Schindeldach. Eine mit Schieferplatten belegte Terrasse reichte über die ganze Vorderfront. Nachträglich eingebaute Glastüren spendeten dem Inneren Licht.

Das alte Kutscherhaus hatte Bosch gleich gefallen.

Für einen Junggesellen wie ihn war das Gebäude bestens geeignet. Zum einen boten die Wohnräume dem Hund und ihm genügend Platz. Zum anderen hatte man die Holztore des ehemaligen Pferdestalls durch hohe Glastüren ersetzt, durch die ein sanftes Nordlicht einfiel, das zum Malen ideal war. Unzählige Hufeisen hatten Narben auf den glatt geschliffenen Steinfliesen hinterlassen. Doch der Boden war gesäubert und Mauern und Kreuzgewölbe waren weiß gestrichen worden, sodass der Eindruck eines Ateliers entstand. Leider gab es nur einen kleinen Eisenofen, der mit Holz geheizt wurde.

Der Park, der das Kutscherhaus und die Villa umgab, verbreitete mit seinen hohen Bäumen, dichten Büschen und bunten Blumenbeeten einen altmodischen Charme. Dazu trug auch eine steinerne Barockfigur bei, die auf einem moosüberwachsenen Sockel in einem üppigen Rosenrondell thronte. Es war eine Zwergin, die Karikatur einer Schäferin, deren liebliche Darstellung im 18. Jahrhundert in der Malerei so beliebt gewesen war und die in dieser Skulptur ihr grotesk verzerrtes Spiegelbild fand. Ein riesiger, von einer unförmigen Haube bedeckter Kopf saß schief und ohne Hals auf einem gedrungenen Körper. Das flächige Gesicht wirkte alterslos, und die ungleich großen Augen starrten leblos ins Leere, was der Miene einen gleichgültigen, ja, gefühllosen und sogar etwas grausamen Ausdruck verlieh. Mit der linken Hand umfasste die Zwergin einen gebogenen Schäferstab, der sie ein gutes Stück überragte, mit der rechten hielt sie einen Zipfel ihrer Schürze hoch, in der sich Rosenköpfe sammelten. Zu ihren Füßen, die in zerschlissenen Pantoffeln steckten, ruhten zwei steinerne Lämmer.

Es war eine Allegorie des Frühlings und, wie Bosch vermutete, einer der wenigen Salzburger Zwerge, die sich seit dem Verkauf der berühmten Sammlung Anfang des 19. Jahrhunderts noch in Privatbesitz befanden und die man bisher vergebens versucht hatte, zurückzukaufen, um sie in dem ba-

rocken Zwergelgarten neben dem Schloss Mirabell wieder zu vereinen. Bosch kannte alle Barockzwerge, diese Figur war ihm jedoch neu gewesen, was ihr in seinen Augen einen zusätzlichen Reiz verlieh.

Das Kutscherhaus selbst hatte etwas Geducktes, so musste er zugeben. Als repräsentierte es immer noch den Dienstbotenstand seiner ehemaligen Bewohner und traute sich nicht, den Kopf zu erheben.

Bosch glaubte an den *genius loci*.

Und genau das war in diesem Fall das Problem.

Vielleicht lag der Eindruck auch nur an dem Eckturm der imposanten Villa, der hinter dem Ziegeldach des Kutscherhauses emporragte und das zweite Bauwerk in einem Park mit Rasen, Rosenbeeten und alten Bäumen krönte. Es war ein malerischer gelber Bau aus dem 19. Jahrhundert, mit Türmchen und Giebeln und einer zweigeschossigen Holzveranda, die noch immer auf vornehme Teegesellschaften zu warten schien.

Oder auf Gäste mit dunkler Vergangenheit, dachte Bosch beim Betrachten des Bildes. Denn die Villa hatte Leopold Max-Trostberg, einem berühmten Kunsthändler und dabei einem Mann mit zweifelhaftem Ruf gehört.

Und auch der zauberhafte Anblick, der an eine alte Postkarte erinnerte, konnte ein flüchtiger sein. Denn noch war das Dach der Villa intakt, zeigten sich keine Frost- und Wasserschäden an den gelb verputzten Mauern. Aber das Haus war unbewohnt und das Grundstück in bester Lage groß. Wenn das Gebäude nicht schon unter Denkmalschutz stand, würde man irgendwann das Dach aufreißen und die Fenster herausbrechen. Regen und Schnee würden ins Innere eindringen, die alten Parkettböden aufquellen und die Holztramdecken vermodern lassen und sich schließlich in die Wände fressen. Bis sich irgendwann die Restaurierung des historischen Gebäudes nicht mehr lohnte. Dann war es nicht mehr erhaltenswert, und alle Diskussionen um Denkmal- oder Ensembleschutz waren

vom Tisch. Am Ende kamen die Baufahrzeuge, und Villa und Park waren unwiederbringlich verloren.

Bosch klopfte mit der Füllfeder unschlüssig auf das Kaufangebot. Es war nicht nur die Aussicht, irgendwann zwischen den gesichtslosen Neubauten zu wohnen, unter denen man heutzutage in Salzburg anscheinend Architektur verstand. Der Kunsthistoriker in Bosch litt beim Anblick dieser Bausünden. Salzburg gehörte zum Weltkulturerbe. Ging man mit einem Erbe nicht verantwortungsvoll um?

Nein, es war die Villa, die ihm Unbehagen bereitete. Dieses herrschaftliche Gebäude, seine Geschichte und die Menschen, die wohl einst dort ein- und ausgegangen waren.

Es war der *genius loci*, der ihn störte.

Bosch ließ seinen Blick nachdenklich durch sein Arbeitszimmer wandern. Er liebte diesen stillen Raum in der Salzburger Altstadt, mit der hohen, stuckverzierten Decke, dem altdunklen Parkett und den vollen Bücherregalen, die alle Wände bedeckten. Der weiße Kachelofen in einer Ecke wurde zwar nie geheizt, verbreitete aber trotzdem eine warme Atmosphäre.

Das schien auch der große braune Hund, der Bosch in den letzten Sommerferien am Wolfgangsee zugelaufen war, so zu sehen, denn er hatte sich die Ecke neben dem Ofen als Platz ausgesucht, auf dem er die Stunden, die sein Herr am Schreibtisch saß oder im Hörsaal stand, zufrieden verdöste. Auch nach fast einem Jahr hatte er noch immer keinen Namen. Bosch hatte zwar darüber nachgedacht, seinem Hund einen Namen zu geben, aber am Ende war es ihm dem Tier gegenüber respektlos vorgekommen. Und so hörte der Hund, wenn er denn hören wollte, einfach auf »Hund«.

»Hund?«, sagte Bosch mit fragendem Unterton.

Der Hund ließ die Augen geschlossen, wedelte nur kurz.

»Hund, willst du nach Aigen ziehen?«

Der Hund knurrte etwas Unverständliches, schien dem Kauf gegenüber jedoch nicht völlig abgeneigt zu sein.

Bosch konnte einen Seufzer nicht unterdrücken.

Die melancholische Stimmung, die über diesem Tag lag, suchte ihn immer heim, wenn er von einem seiner surrealistischen Bilder, als deren Schöpfer er sich in den letzten Jahren einen Namen gemacht hatte, Abschied nehmen musste. So wie von jenem, das gut verpackt neben der Tür zum Vorzimmer lehnte. In wenigen Tagen würde es, hoch versichert, von einem auf Kunsttransporte spezialisierten Unternehmen in eine namhafte Galerie nach Berlin gebracht werden. Von dort sollte es, mit allen nötigen Papieren ausgestattet, zu einem Sammler in St. Petersburg reisen.

Bosch litt schon jetzt unter der Trennung.

Im letzten Sommer hatte er in seinem gemieteten Häuschen am Wolfgangsee E. T. A. Hoffmanns Kriminalnovelle »Das Fräulein von Scuderi« gelesen. Für René Cardillac, den genialen Goldschmied, den der Wunsch, seine Meisterwerke zurückzubekommen, im Paris des 17. Jahrhunderts zum Mord an seinen Kunden getrieben hatte, hatte er Verständnis gehabt.

Eigentlich hatte Bosch, der ja mit seinen Bildern nicht schlecht verdiente – die Weihnachtsausstellung in der Londoner Galerie war ein großer Erfolg gewesen –, sich ein Jahr Auszeit zum Malen nehmen wollen. Das kleine Haus in St. Gilgen, das er dafür als Künstlerdomizil ausgesucht hatte, lag direkt am Wasser und bot einen weiten Blick über den Wolfgangsee bis hinüber nach Abersee und Strobl. Er hatte es mit Bedacht gewählt.

In Abersee hatten in der Zwischenkriegszeit österreichische Künstler verschiedenster Gesinnung und Herkunft ihren Sommerurlaub verbracht, hatten sich zur Zinkenbacher Malerkolonie zusammengefunden und in dem, was sie scherzhaft ihr »Malschiff« nannten, friedlich und über alle ideologischen Gräben hinweg ihre kreative Sommerfrische genossen. Der Anschluss Österreichs an Deutschland im Jahr 1938 hatte der Idylle ein jähes Ende bereitet. Die einen waren zur Auswanderung gezwungen worden, die anderen hatten im National-

sozialismus Karriere gemacht, an den Wolfgangsee zurückgekehrt war keiner der einstigen Freunde.

Wenn Bosch auf dem Steg seines kleinen Seehäuschens stand, nach Abersee hinübersah und dabei dem leisen Plätschern der Wellen zwischen den hölzernen Pfosten unter sich lauschte, so war ihm, als läge noch immer ein Widerhall der Scherze und des Lachens der Künstler in der Luft. Und auch eine dunkle Spur ihrer Verzweiflung und Angst vor dem Kommenden. Künstlerkarrieren und Lebensläufe hatten hier am Wolfgangsee begonnen und geendet. Und so war vielen nur der Aufbruch in eine ungewisse Zukunft geblieben.

Und jetzt die Villa von Leopold Max-Trostberg. Ausgerechnet. Bosch war, als fänden jene Wochen am Wolfgangsee nun ihre Fortsetzung in Salzburg.

Auch Bosch hatte nicht am Wolfgangsee bleiben können.

Die Ereignisse des letzten Sommers hatten ihn fast das Leben gekostet, und die Schatten, die sie über das kleine Seehaus und seinen Bewohner geworfen hatten, wollten nicht weichen. Der Falkenstein, dessen schroffe Felswände aus dem See ragten, zog seinen Blick geradezu magisch an, und dann drehten sich Boschs Gedanken wie ein Karussell um Freundschaft, Verrat und Mord.

Stundenlang starrte er an solchen Tagen auf die leere Leinwand und wartete vergeblich auf eine kreative Eingebung. Er wusste, dass er sich durch seine Neugier und seinen unbändigen Forscherdrang selbst in Gefahr gebracht hatte. Und manchmal gestand er sich sogar ein, wie sehr ihn das Rätsel und der Nervenkitzel gereizt hatten. Seine größte Motivation war stets, zu wissen und zu verstehen. Er lebte gern in seiner Gedankenwelt und war ständig dabei zu analysieren. Die Mysterien des Lebens faszinierten ihn genauso, wie sie zu hinterfragen.

Die Folgen seines Tuns waren verheerend gewesen.

Der Ruf der Universität am Ende dieses langen, quälenden Sommers war ihm schließlich wie eine Rettung erschienen.

Auch zwei Jahre nach dem überraschenden Tod Professor Salcheneggers, des Vorstands des Kunstgeschichte-Instituts, hatte sich in Salzburg noch kein geeigneter Nachfolger gefunden, und so hatte man kurzerhand beschlossen, Hans Bosch, den interimistischen Leiter, aus seinem Sabbatical zurückzurufen und zum neuen Institutsvorstand zu befördern.

Bosch hatte sein Häuschen vorzeitig winterfest gemacht, seine Zelte im Salzkammergut abgebrochen und war mit Sack und Pack – oder besser gesagt Staffelei und Hund – in die Stadt und die kleine Zwei-Zimmer-Wohnung mit Blick auf den ständig plätschernden Papageno-Brunnen zurückgekehrt.

Doch nach dem Sommer unter dem klaren Himmel des Salzkammerguts und an dem See, über den Morgennebel zogen und in dem sich grüne Berge spiegelten, war ihm die Altstadt mit ihren überfüllten, nach dem Schweiß der Touristen und dem Urin der Fiakerpferde stinkenden Gassen zur Last geworden. In seiner kleinen Wohnung in dem mittelalterlichen Haus am Papagenoplatz hatte er sich beengt gefühlt. In den vorwurfsvollen Augen des Hundes schien zudem die ständige Frage zu liegen, ob er etwa für dieses Gefängnis sein freies Streuner-Leben aufgegeben hatte.

Also war Bosch eines Morgens kurz vor Weihnachten in das Büro einer Maklerin marschiert, hatte ihren diskret abschätzenden Blick auf seine Leibesfülle und sein bescheidenes Äußeres – und den struppigen Köter an seiner Seite – ignoriert und sie mit der Suche nach einem passenden Haus beauftragt. Seine Preisgrenze, die dank seiner guten Bildverkäufe großzügig war, hatte ihre Bedenken schnell ausgeräumt und ihm ein geschäftstüchtiges Lächeln eingebracht. Da ließe sich sogar in Salzburg etwas Schönes finden, hatte sie gemeint, der Herr Professor könne ganz beruhigt sein. Und ob der herzige Hund einen Keks dürfte?

Ein paar Monate später hatte sie Bosch dann nach Aigen zu einem imposanten Schmiedeeisentor geführt, das sich zwischen zwei griechischen Säulen nachempfundenen Sandsteinpfeilern



befand, auf denen urnenförmige Steingefäße thronten. Mitten auf dem Tor saß ein eiserner Drache mit gezackten Flügeln, dessen Ringelschwanz in einer Pfeilspitze endete. Hinter den geschmiedeten Ranken, die sich durch die Torstreben wanden, öffnete sich der Blick auf einen tief verschneiten Park, in dem die Stille nur vom Knistern des in der Frühlingssonne schmelzenden Eises im kahlen Geäst alter Bäume gestört wurde. Die Zwergin hatte eine dicke weiße Haube getragen, und die Lämmer waren nur als Umrisse zu erkennen gewesen, gerade als hielten sie Winterschlaf unter der weichen Schneedecke.

Inzwischen war Bosch immer wieder dort gewesen, doch erst jetzt, Anfang Juni und kurz vor den Ferien, lag das Kaufangebot vor ihm. Für einen Augenblick war Bosch, als streifte ihn ein kühler Hauch. *A ghost just walked over my grave.* So hatte ein englischer Kollege eine dunkle Vorahnung genannt. Doch dieses gelb gestrichene Häuschen zwischen blühenden Rosenbüschen hatte nichts von Finsternis.

Soviel Bosch wusste, war das Kutscherhaus bis vor Kurzem an wechselnde Studentenwohngemeinschaften vermietet gewesen. Die Eigentümerin des Ensembles war verstorben, so die Maklerin, die Erbgemeinschaft zerstritten. Nur auf den Verkauf des Nebengebäudes hatte man sich schließlich einigen können. Für Bosch als Käufer hatten seine honorige Position als Universitätsprofessor gesprochen und seine wachsende Prominenz als Maler. Die Erben des zwielichtigen Kunsthändlers und Galeristen, die in Berlin und Hamburg lebten, legten Wert auf Honorigkeit und Kultur.

Aber Bosch mochte nun mal den Stadtteil.

So wie er am Wolfgangsee gemeint hatte, noch immer die Energie des Zinkenbacher Malerschiffs zu fühlen, so spürte er hier, im Süden von Salzburg, noch immer den Geist der ehemaligen Künstlersommerfrische, das »himmlische Aigner Thal«. Eine Gegend, in der die Maler Höfel und Fischbach gewirkt hatten, der Geigenvirtuose Joseph Joachim sich eine Villa hatte erbauen lassen, konnte sich nur inspirierend auf

seine eigene Arbeit auswirken. Der Gedanke, die Tradition der Aigner Künstler fortzuführen, beflügelte Bosch geradezu.

Hier gehörte er hin, hier würde er für immer bleiben. Was waren da ein paar Abstriche bei der Bequemlichkeit des neuen Heimes? Er schraubte die Kappe der Füllfeder ab.

Ein energisches Klopfen unterbrach sein Tun.

Bosch hob den Kopf. »Herein?«

Er hätte sich die Einladung sparen können. Frau Happel, die langjährige Institutssekretärin, betrat wie immer fast zeitgleich mit ihrem Anklopfen sein Büro und steuerte auf Bosch zu. In den Händen hielt sie die aufgeschlagene Briefmappe mit der Post des Tages. Dicht vor dem Schreibtisch blieb sie stehen, nahm eine bunte Ansichtskarte aus der Mappe und hielt sie Bosch vor die Augen.

»Was sagen Sie dazu, Herr Professor?«

Bosch musterte das Bild.

Es zeigte den verschneiten Park von Schloss Hellbrunn. Auf einem zugefrorenen Teich, umstanden von verwitterten Marmorskulpturen, lief eine fröhliche Gesellschaft in Biedermeierkostümen Schlittschuh. Die Damen trugen Reifröcke und Muffs, die Herren schwarze Anzüge und Zylinder. Erst auf den zweiten Blick sah man, dass die Schlittschuhläufer keine Menschen waren. Aus den Pelzstolas und gestärkten Kragen sahen Fischköpfe hervor. Ein steinerner Neptun im Schuppenwams, der auf einem Sockel am Rand des Beckens stand, zielte mit seinem Dreizack auf das lustige Volk.

Bosch hatte das Gemälde »Winterwalzer« genannt.

»Die schickt uns die Firma PostArt«, fuhr Frau Happel fort. »Es ist ein Musterexemplar für die Weihnachtskarten, Sie müssen es für den Druck freigeben. Der Art Director hat mehrmals versucht, Sie auf dem Handy zu erreichen.« Ihr Ton war eine Mischung aus Vorwurf und Resignation.

Bosch überblickte schnell seinen Schreibtisch. Er hatte ein Handy, natürlich, vergaß aber leider stets, wo er es hingelegt hatte. Da es auf Vibration geschaltet war – Bosch hasste es,

vom Klingelton gestört zu werden –, nützte ein Anruf bei der Suche auch nichts. Wenn er das Ding irgendwann zufällig wiederfand, dann war meist der Akku leer.

»Na ja«, fuhr Frau Happel fort. »Ich rufe gleich selbst dort an.« Sie drehte die bunte Seite der Postkarte zu sich und warf einen anerkennenden Blick darauf. »Sieht jedenfalls noch schöner aus als das Original.«

Bosch verkniff sich die Erwiderung, die diese Worte verdienten und die ihm auf der Zunge lag. »Die Farben sind ziemlich grell«, sagte er stattdessen indigniert.

Frau Happel legte die Postkarte in die Mappe zurück. »Also, dann sage ich, dass Sie die Karte freigeben«, sagte sie ungerührt. »Was ist mit der Sitzung des Akademischen Rats nächste Woche?« Ihr Blick fiel auf den Schreibtisch, wanderte über das Kaufangebot und blieb an dem Schriftzug der Maklerin hängen. »Haben Sie was gefunden?«

»Ein Haus«, sagte Bosch nicht ohne Stolz. »In Aigen.«

Der Erfolg seiner Worte überraschte ihn.

Frau Happel schlug die Mappe zu und stützte sie auf die Schreibtischkante. »In *Aigen*, nein, wirklich?«, rief sie. »Wie schön! Das ist meine alte Heimat.« Sie hob den Blick zur stuckverzierten Decke. »Mein Gott, wenn ich nur daran denke!« Frau Happel schien entschlossen, wie immer jede Gelegenheit für einen Plausch und die Möglichkeit, ihn von der Arbeit abzuhalten, zu nutzen. »In der Pension ziehe ich dahin zurück.« Dass Frau Happel jemals in den Ruhestand treten würde, konnte sich im Institut niemand vorstellen. Am wenigsten wohl sie selbst.

»Ach ja.« Bosch spielte mit seiner Füllfeder.

Die Sekretärin nickte so eifrig, dass bei jeder anderen Frau die Frisur in Unordnung geraten wäre. Doch Frau Happels seit Jahrzehnten gleicher Kurzhaarschnitt saß stets genauso untadelig wie ihre faltenfrei gebügelten und gestärkten Hemdblusenkleider.

»Ich bin doch da aufgewachsen – kennen Sie den Pfarr-

kindergarten? Nein? Na ja, also gleich dahinter. Wenn ich Sie in Aigen mit irgendwem bekannt machen kann, dann tue ich das herzlich gern.«

»Dafür ist es noch etwas früh«, sagte Bosch schnell.

Zum einen war er nicht sehr gesellig, zum anderen schien Aigen einen gewissen dörflichen Charakter bewahrt zu haben, und die soziale Kontrolle innerhalb einer engen Gemeinschaft kannte er nur zu gut aus seiner Kindheit. Seine Mutter war der ländlichen Scheinidylle in der Salzburger Bergwelt entflohen, hatte einen wohlhabenden Hotelier am Arlberg geheiratet. Bosch war bei seiner Großmutter aufgewachsen, kannte seinen leiblichen Vater nicht, was seine Kindheit nicht einfacher gemacht hatte. Wenigstens, so sagte er sich, hatte ihm sein unbekannter Erzeuger wohl das künstlerische Talent vererbt. Auch wenn das in einer Gesellschaft, in der jeder mit jedem verwandt war und familiäre Beziehungen in jeder Wirtshausrunde das Thema Nummer eins waren, natürlich nichts zählte. Wenn er gelegentlich darüber nachdachte, so war es eine einsame Kindheit gewesen.

Bosch blickte auf seinen neben dem Kachelofen dösenden Hund. »Das Haus scheint jedenfalls perfekt für uns beide«, sagte er. »Ich habe sogar schon eine Haushaltshilfe. Sie hat früher selbst in Aigen gelebt. Der Gärtner, der sich um den Park der Villa kümmert, hat sie der Maklerin empfohlen.«

Die Maklerin hatte ihm diesen Kilian gleich vorgestellt, wohl um darauf hinzuweisen, dass für die Pflege des Gartens gesorgt war. Der Mann, so hatte sie gesagt, gehörte seit Jahrzehnten praktisch zum Inventar der Villa, und wenn der Herr Professor es wünschte, würde er sich gegen ein kleines Entgelt bestimmt auch um die vierhundert Quadratmeter vor dem Kutscherhaus kümmern. Genau wie die Perle, die sich jederzeit des Haushalts annehmen würde. Bosch war so ehrlich, sich einzugestehen, dass die angebotene Hilfe ein starkes Kaufargument war. So hatte er mehr Zeit zum Malen, musste sich nicht mit Stellenanzeigen und Vorstellungsgesprächen

plagen. Fremde Menschen bereiteten ihm Stress, er brauchte seine Ruhe und hasste nichts mehr als den Gedanken, dass sich Fremde in sein Leben drängen könnten. Ein diskretes, eingespieltes Team war ideal.

»Putzfrauen bekommt man schwer«, sagte Frau Happel.

»Sie wird sich auch um den Hund kümmern«, sagte Bosch.

»Ab jetzt kann er auch mal zu Hause bleiben. Wo wir nun auch einen Garten haben.« Der Hund klopfte, ohne die Augen zu öffnen, mit dem Schwanz auf den Boden. »Ich kann ihn ja nicht immer mit zur Arbeit nehmen.«

Frau Happel stellte sich bequemer hin, richtete sich auf einen Plausch ein. »Wie heißt denn Ihr Haus?«

»Was meinen Sie?«

Bosch wusste, was sie meinte, aber er hatte vor dem Kauf zunächst selbst Zweifel bei der Nennung des Namens bekommen, und versuchte auszuweichen.

»Na, die alten Aigner Villen haben doch einen Namen.«

»Es ist ja nur das ehemalige Kutscherhaus zu einer Villa«, erklärte Bosch. Dann beschloss er, den Stier bei den Hörnern zu packen. »Zur Villa Max-Trostberg.«

Frau Happel starrte ihn an. »Villa *Max-Trostberg*?«

Bosch nickte.

Frau Happel drückte die Briefmappe mit verschränkten Armen vor die Brust, als wollte sie eine Schranke zwischen sich und Bosch errichten. »Die gehörte dem Kunsthändler«, sagte sie endlich etwas zögernd. »Leopold Max-Trostberg.«

»Ja, ich weiß.«

Natürlich war ihm der Name des Galeristen, der schon bald nach dem Krieg einen festen Platz in der kosmopolitischen Gesellschaft, die jeden Sommer zu den Festspielen wie ein Schwarm Krähen in Salzburg einfiel, gehabt hatte, ein Begriff. Leopold Max-Trostbergs Feste und Vernissagen hatten die Seiten der Klatschpresse gefüllt. Es hieß, der Aga Khan sei ein persönlicher Freund gewesen, und Herbert von Karajan habe

seine ganze Kunstsammlung von dem Galeristen kuratieren lassen. Und das, obwohl dessen weiße Weste nicht nur ein paar dunkle Flecken aufwies.

Immer wieder war in Fachkreisen offen über nicht gesicherte Provenienzen der von Max-Trostberg gehandelten Kunstwerke gesprochen worden – auch Bosch war bei seiner Arbeit mehrmals auf dieses Thema gestoßen –, doch solche Vorwürfe waren in der damaligen Zeit keine Seltenheit gewesen. Der Krieg und die wirren Zeitläufte hatten viele Kunstschätze und ihre Eigentümer voneinander getrennt. Manches war in aller Eile verkauft, einiges für lange Zeit unauffindbar versteckt, zu vieles von den braunen Machthabern beschlagnahmt worden. Jahrzehnte nach Kriegsende waren die rechtmäßigen Erben in alle Winde verstreut oder lebten überhaupt nicht mehr.

Leopold Max-Trostberg war darüber reich geworden.

Zu Beginn des Ersten Weltkriegs als Sohn eines Postkartenmalers geboren, hatte er sich bereits als junger Mann im Ständestaat einen Namen als Kunsthändler gemacht, der Anschluss Österreichs an Deutschland im Jahr 1938 hatte ihm dann einen kometenhaften Aufstieg beschert.

Leopold Max-Trostberg hatte Kunstschätze zu Billigstpreisen von Menschen, die zur Flucht gezwungen waren, erworben oder aus den besetzten Kriegsgebieten geholt – oft im Privatauftrag der kunstsinnigen neuen Herren – und zu Höchstpreisen weiterverkauft. Darüber hinaus hatte er Weitblick bewiesen, indem er günstig damals nahezu unverkäufliche sogenannte »entartete Kunst« erworben hatte, in der festen Überzeugung, dass auch das Tausendjährige Reich nicht ewig währen würde. Künstler wie Munch, Liebermann, Klimt, Kubin und vor allen anderen Schiele hatte er keinesfalls verschmäht.

Später hatte sich dieses geheime Lager als Goldgrube erwiesen. Seine Machenschaften hatten ihm dank geschickten Verhandelns nach dem Krieg weder persönlich noch geschäftlich

geschadet, im Gegenteil. Zu eng waren wohl die persönlichen Verflechtungen, zu schuldbeladen die gemeinsame Vergangenheit. Zu groß die Gier der Institutionen.

Soweit Bosch wusste, war Leopold Max-Trostberg jedoch bereits in den neunziger Jahren verstorben. Auch seine ehemalige Galerie auf der rechten Salzachseite trug längst einen anderen Namen.

Trotzdem hatte Bosch vor dem möglichen Erwerb seines Hauses dem Salzburger Stadtarchiv sicherheitshalber einen Besuch abgestattet und sich einen Einblick in die alten Besitzverhältnisse verschafft. Eine arisierte Immobilie wäre für ihn als Wohnsitz nicht in Frage gekommen. Seine Bedenken waren zerstreut worden. Erleichtert hatte Bosch festgestellt, dass Leopold Max-Trostberg die Villa zwar 1938, aber bereits knapp vor dem Anschluss Österreichs an Deutschland von einem Ehepaar, Brauereibesitzern in Bayern, gekauft hatte. Die Liegenschaft war seit Ende des 19. Jahrhunderts im Eigentum der bayrischen Familie gewesen.